

geworden“ und eng verbunden mit dem „Dilemma, zugunsten der Arbeit die Baggerschauffel an die eigene Heimatlandschaft legen zu müssen“. Die Frage, ob umfangreichere und vielschichtigere Entschädigungsmaßnahmen diese „emotionale Extremsituation“ der Kohle-Umsiedler mit dem „Lausitzer Weg“ erträglicher mache als in der Vergangenheit, bleibe – so das Fazit der Ausstellung – offen und für die Zukunft immer neu zu beantworten. Was bleibt nun an Erinnerung und an Erkenntnis aus 90 Jahren Ortsumsiedlungen im Lausitzer Braunkohlenrevier, im sorbischen Siedlungsgebiet? Ist einmal Verschüttetes für immer begraben oder kann auch etwas herübergerettet oder gar zurückgeholt werden, um zu bleiben? Die Ausstellung zeigt, dass nicht viel bleibt, was über private Erfahrungen und gehütete Kostbarkeiten hinausgeht, wenn nicht sensibel und engagiert auch kollektive Erinnerungsarbeit geleistet und unterstützt wird, so wie beispielsweise durch den Tag der abgebagerten Dörfer. Ausstellungen wie diese, die das Schweigen Einzelner brechen, Schicksale erfahrbar machen und im Alltag verankerten Umsiedlungserfahrungen Gewicht verleihen, vermögen etwas in die Öffentlichkeit zu tragen, das bleibt. Robert Lorenz meistert mit der Ausstellung den schwierigen Spagat, Betroffenen eine Stimme zu verleihen und ihre Perspektive einzunehmen, ohne für sie zu sprechen oder ihren Blick auf die Dinge zu verklären. „Was bleibt“ vermittelt eben diese Ambivalenz von Heimatverlust und Überlebensdrang im Fortschrittsglauben des Industriezeitalters, die direkt Betroffene selten abzuschütteln imstande sind. Sie schafft das, indem sie detailliert beschreibt, keine radikalen Positionen einnimmt und damit den kritischen Blick bewahrt, der sowohl objektive als auch subjektive Darstellungen ermöglicht und somit unauflösbaren Widersprüchen auf die Spur kommt. Außenstehenden, denen eine eindeutige Positionierung für oder gegen den Braunkohlentagebau leichter fallen mag, vermittelt die Ausstellung auf unaufdringliche Weise Empathie und Sensibilität im Umgang mit dem Thema. Sie regt zum reflektierten Abwägen unterschiedlicher Perspektiven an. Was bleibt, ist nicht zuletzt die gesellschaftliche Verantwortung für die per Gesetz dem Gemeinwohl dienenden Enteignungen und Devastierungen von Heimat; die Verantwortung, Verwurzelungen und Erinnerungskulturen in über Jahrhunderte von Menschen geprägten Landschaften als Kostbarkeit anzuerkennen – bei jedem einzelnen Betroffenen, bei jedem seiner Nachfahren, an jedem einzelnen Ort.

*Fabian Jacobs*

**Peter Lozoviuk (Hg.): Visualisierte Minderheiten. Probleme und Möglichkeiten der musealen Präsentation von ethnischen bzw. nationalen Minderheiten.** Thelem, w.e.b. Universitätsverlag & Buchhandel: Dresden 2012, 240 S. (Bausteine aus dem Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde; Bd. 26)

Der Band versammelt 16 Beiträge, von denen der Großteil auf einer Tagung des Instituts für sächsische Geschichte und Volkskunde (ISGV) im März 2012 in Dresden gehalten wurde, die im Rahmen eines gemeinsamen Projekts des ISGV Dresden und des Collegium Bohemicum Ústí nad Labem (Aussig) über die deutschsprachige Bevölkerung in der Tschechischen Republik stattfand. Hintergrund war die Eröffnung einer Dauerausstellung in Ústí nad Labem, die deutsch-tschechische Beziehungen auf moderne Weise vermitteln soll (S. 7). In diesem Zusammenhang entstand die Idee, das Phänomen Musealisierung von ethnischen Minderheiten auf einer Tagung wissenschaftlich zu reflektieren. Den Veranstaltern ging es dabei nicht nur um die Thematisierung von

Museumssammlungen, sondern auch darum, Probleme in der musealen Darstellung von Minderheiten zu diskutieren und Anregungen für ein weiteres Nachdenken über Visualisierungsformen zu gewinnen (S. 8).

In seinem einführenden Beitrag „Minderheitenmuseen‘ im Fokus der wissenschaftlichen Reflexion“ (S. 9–12) nimmt Petr Lozoviuk (Universität Pilsen) zunächst eine Klärung des Begriffs vor, der sich erst seit Mitte des 20. Jahrhunderts etabliert hat. Lozoviuk versteht unter „Minderheitenmuseum“ einen Ort der Begegnung mit dem „Anderen“ und schlägt vor, dieses Museum als spezifischen Typus einer Wissensvermittelnden Institution mit eigener Erinnerungspolitik wahrzunehmen, die die Differenz im Verhältnis zur Mehrheitsbevölkerung thematisiert. Konrad Köstlin skizziert in „Die Minderheit als Kategorie der Moderne und das Museum“ (S. 13–24), dass und wie die Kategorie Minderheit an die Idee des sprachlich fundierten Nationalstaats des 19. Jahrhunderts geknüpft ist und dass Minderheit und Mehrheit demnach Kategorien der demokratischen Moderne sind. Ergänzend zu Lozoviuk bringt Köstlin einen weiteren Aspekt in Bezug auf Minderheit und Museum ein. Er weist explizit darauf hin, dass im bürgerlichen Museum lange die Eliten als „visualisierte Minderheiten“ präsent waren. Die Zugehörigkeit zur dominanten Gruppe der Gesellschaft bedeutete nicht, zugleich die Mehrheit der Gesellschaft zu sein. Im Hinblick auf den Ausgangspunkt der Tagung – die Musealisierung der Deutschen in Böhmen – verweist Köstlin auf die Ambivalenz: einerseits Deutungs- und Verständnisangebote für Geschichte anzubieten, mit denen Menschen leben können, andererseits aber diese auf der Basis gesicherter Fakten zu präsentieren, die auch als mitteleuropäisch vermittelt werden können (S. 24). Im Mittelpunkt des Beitrags „Ausgestellte Differenz. Von der Macht der Stereotypen auch im Museum“ (S. 25–33) von Klaus Roth stehen Probleme der Selbst- und Fremdstereotypisierung von Minderheiten und ihre Präsentation im Museum. Dabei thematisiert er besonders die Herkunft und Perspektive der Ausstellungsmacher, die die Absicht der Visualisierung entscheidend beeinflussen. Roth stellt fest: „Um das Zusammenleben der immer zahlreicheren Minderheitengruppen und der Mehrheitsbevölkerung nicht zu gefährden, darf die Absicht einer Visualisierung von Minderheiten heute weder die Überhöhung des Eigenen noch die Überbetonung dessen sein, was die Gruppe von den anderen Gruppen trennt und damit ausgrenzt.“ (S. 33) Er favorisiert daher eine Kooperation von Insidern und Outsidern, um verschiedene Perspektiven zu berücksichtigen und eine narzisstische Reflexion der Minderheit auszuschließen. Bevor sich die nachfolgenden Aufsätze mit einzelnen Minderheiten und ihren musealen Präsentationen konkret beschäftigen, widmet sich Regina Wonisch in „Minderheitenmuseum. Möglichkeiten und Grenzen von Gegenerzählungen“ (S. 35–50) der Frage nach der Bedeutung des aktuellen Trends von Ausstellungen zu Minderheiten. Gesellschaftspolitische Relevanz und Sichtbarmachung der Minderheitenposition sprechen dafür. Wichtig ist ihr aber, den Fokus auf gesamtgesellschaftliche Rahmenbedingungen zu setzen und die Entwicklung und Entstehung von Nationalismus zu reflektieren, da sich das Paradigma der „Erfindung der Nation“ auch auf die Konstruktion von Minderheiten übertragen lässt (S. 40). Sie favorisiert ein Verständnis des Museums als Kontaktzone: „Würden sich Museen nicht lediglich als Archive vergangener Lebenswelten, sondern als aktive Teilnehmer an der ‚configuration of memory‘ betrachten, müssten sie anstelle eines Repräsentationsortes zu einem Ort der Befragung, der Verhandlung von konkurrierenden Erinnerungen werden.“ (S. 50)

Die Reihe der empirischen Beispiele zu Minderheitenmuseen eröffnet Thomas Steensen, der sich „Zur Visualisierung der nordfriesischen Volksgruppe in Museen“ (S. 51–66) äußert. Die Visualisierung nordfriesischer Kultur in Museen setzt im

19. Jahrhundert ein. 1890 entstand in Husum das erste Freilichtmuseum Deutschlands – auch wenn es nur aus einem einzigen Haus bestand. Akteure der Museumsgründungen waren in der Regel Angehörige der besitzenden und gebildeten Schichten. Das Bild über die Friesen wurde oft romantisch verklärt, indem meist Trachten, Möbel und Hausrat dieser sozialen Schichten ausgestellt wurden. Die friesische Sprache, z. B. in Form von friesischen Beschriftungen, findet sich selten. Eine Darstellung der „friesischen Minderheit“ ist in keinem Museum intendiert. Daher entwickelte das Nordfriisk Instituut in Bredstedt als zentrale wissenschaftliche Einrichtung in Nordfriesland für friesische Sprache, Kultur und Geschichte ein Konzept für die Vermittlung übergreifender Fakten, die in den bestehenden Museen nicht oder nur am Rande berücksichtigt werden. Besonderheiten der friesischen Sprache, Grundzüge der Kultur und Geschichte sowie der friesischen Bewegung, die zum Status einer eigenen Volksgruppe führten, werden in moderner, medialer Weise erfahrbar gemacht. Peter Dragsbo verweist in seinem Beitrag „Minderheitenleben in Schleswig. Zwei Minderheitenmuseen in neuer Gestalt“ (S. 67–78) zunächst auf den komplizierten Umgang der Begegnung zwischen Dänisch und Deutsch im deutsch-dänischen Grenzland. Die Teilung Schlesiws 1920 bildete den Ausgangspunkt für die heutigen nationalen Minderheiten der Region. In den 1980er-Jahren begannen die Initiativen zur Errichtung von Museen für die dänische Minderheit in Südschleswig (Danevirke Museum in Dannewerk) und für die deutsche Minderheit in Nordschleswig (Haus für deutsche Geschichte und Kultur in Sonderburg). Diese Minderheitenmuseen werden von Vereinen getragen und erhielten keine staatliche Unterstützung. Im Zentrum der musealen Präsentation steht bei beiden die politische Geschichte. Für beide Museen empfiehlt Dragsbo sowohl eine „Linie zum polykulturellen und mehrsprachigen Schleswig vor der Bildung des modernen nationalen Bewusstseins zu ziehen“ als auch „in höherem Maße die beiden Staaten mit ihrer Mehrheitsbevölkerung in die Erzählung“ einzubeziehen (S. 77). Der Kunsthistoriker Eric Hold reflektiert unter dem Titel „Fremde Personen und Objekte in Frankreich. Die Cité Nationale des l’Histoire de l’Immigration und das Musée du Quai Branly“ (S. 79–108) am Beispiel von zwei unter der Regierung von Jacques Chirac entstandenen Museen kritisch den Umgang mit Fremden in Frankreich. Im Vordergrund der musealen Darstellung steht eine ästhetisierende Perspektive. Er konstatiert: „Durch die zurückgenommene Dokumentation des anthropologischen Kontextes und der Konzentration auf pure Ding-Ästhetik werden auch die (fremden) Menschen, die jene Dinge einst besaßen und benutzten, ausgeblendet und stattdessen die Objekte zu deren Platzhaltern“ (S. 101), wodurch die menschlichen Akteure fast vollkommen außen vor gehalten werden. Grundlage des Beitrags von Herbert Justnik „Volkstypen‘ – Kategorisierendes Sehen und bestimmende Bilder“ (S. 109–136) sind Bildmaterialien der Fotosammlung des Österreichischen Museums für Volkskunde in Wien, die sogenannte Volkstypen abbilden. Wesentliches Merkmal dieses Begriffs ist die Anonymität der abgebildeten Personen, dafür aber ihre Darstellung als prototypischer Vertreter einer ethnischen, regionalen oder nationalen Gruppe (S. 110). Justnik weist nach, dass eine Aufnahme in unterschiedlichen Kontexten auftauchen kann, für ganz unterschiedliche Aussagen verwendet bzw. instrumentalisiert wird, abhängig von der jeweiligen historischen und politischen Situation. An mehreren Beispielen zeigt er diese Transformation der Bilder auf. Ein Fazit seiner Ausführungen ist, dass typologisierende Fotografien in sehr vielen gesellschaftlichen Räumen des späten 19. Jahrhunderts auftauchen (S. 134). Einen beachtlichen Teil der Aufsätze stellen Beispiele aus mittel- und osteuropäischen Museen dar. Dazu zählt der Aufsatz von Sandra Kreisslová „Die deutsche Museumslandschaft aus der Perspektive des deutsch-tschechischen Nationaldiskurses. Das Fallbeispiel

Komotau in Böhmen“ (S. 137–150). Im Vordergrund der Studie steht die Geschichte des Stadtmuseums in Komotau, wobei der zeitliche Fokus auf die Wirkungsbereiche des Museums während der Zwischenkriegszeit gelegt wird. Die Region des heutigen Grenzgebietsbezirks Chomutov war über Jahrhunderte von der deutschsprachigen Bevölkerung geprägt. Tschechische Bevölkerung siedelte sich verstärkt mit der Gründung der Ersten Tschechoslowakischen Republik an, als sich in den Grenzgebieten Staatsbeamte und Angestellte des öffentlichen Dienstes niederließen. Mit dieser Entwicklung hing die Entstehung der tschechischen „Minderheitenmuseen“ in diesem Gebiet zusammen, die damals amtlich als tschechische Museen in germanisierten Gebieten der böhmischen Länder bezeichnet wurden (S. 139). In den nordwestböhmischen Gebieten, die überwiegend von deutschsprachiger Bevölkerung besiedelt waren, entstanden primär Museen deutscher Prägung und 1922 wurde der Verband deutscher Museen für Heimatkunde in der Tschechoslowakischen Republik gegründet, der bis 1937 bestand. An die ehemalige deutsche Museumslandschaft knüpfen seit den 1950er-Jahren die Museen der Vertriebenen in Westdeutschland und Österreich an. Der Aufsatz „Das Museum einer nahezu abwesenden Minderheit“ (S. 151–166) von Blanka Mouralová und Jan Šicha zeichnet die Entstehung und Konzeptionierung des Museums für die deutschsprachige Bevölkerung der böhmischen Länder in Ústí nad Labem (den Auslöser der Tagung) nach. Erst nach der Wende 1989 etablierten sich in Tschechien die Forschungen zur ehemaligen deutschsprachigen Bevölkerung. Die Ausstellung fokussiert auf eine dialogische Begegnung. Ziel des Museums der nahezu abwesenden Minderheit in Ústí ist es, mithilfe von Rauminstallationen und authentischen Exponaten kulturelle Rahmen entstehen zu lassen, in denen das Leben der deutschen und der tschechischen Sprachgruppe einst ablief. Dass die Minderheitenproblematik nach der politischen Wende in Tschechien größere Beachtung erfuhr, bestätigt die Gründung des Museums für Roma-Kultur in Brno 1991. In ihrem Beitrag „Die Präsentation der Geschichte und Kultur der Roma im Museum für Roma-Kultur“ (S. 167–177) stellt Jana Poláková die Entstehung und Konzeption des Museums vor. Die Dauerausstellung zur Geschichte der Roma von den Anfängen bis zur Gegenwart ist einzigartig, da eine derart geschlossene Übersicht über dieses Thema kein anderes Museum anbietet. Das Museum zeichnet sich aber nicht nur durch seine museale Tätigkeit aus, sondern auch durch sein soziales Engagement. Schon aufgrund seiner Lage inmitten eines sozial benachteiligten Stadtteils in Brno findet dort für Kinder aus der Umgebung individueller Nachhilfeunterricht statt, inklusive Förderunterricht für Roma-Kinder. Im Anschluss werden zwei Museen aus Deutschland näher vorgestellt: zum einen das Museum für russlanddeutsche Kulturgeschichte in Detmold – von Katharina Neufeld die Leitidee (S. 179–186) und von Julia Debelts das Ausstellungskonzept (S. 187–196), zum anderen das Donauschwäbische Zentralmuseum in Ulm von Christian Glass (S. 197–210). Katharina Neufeld, Leiterin des 1996 gegründeten Museums für russlanddeutsche Kulturgeschichte, sieht die zentrale Aufgabe der Ausstellung nicht in nostalgischen Reminiszenzen an die frühere Heimat oder die Vergangenheit, sondern in der gezielten Förderung des Integrationsprozesses. Deshalb steht das Museums-Konzept unter der Idee: „Der Geschichte eine Heimat geben. Die Integration durch Identität gestalten“, denn: „Ein gutes Verständnis zwischen verschiedenen Zuwanderungsgruppen und der einheimischen Bevölkerung herzustellen, ist heute aktueller denn je“ (S. 185). Julia Debelts informiert über das 2010 von ihr erarbeitete Ausstellungskonzept, das heute, entsprechend modernen Ansprüchen, mediale Darstellungen oder auch wechselbare museumspädagogische Stationen beinhaltet und dem Wunsch nach einem Museum zum Anfassen nahekommt. Die europäische Perspektive in der konzeptionellen Ausrichtung zeichnet ebenfalls das Donauschwäbische

Zentralmuseum aus, das im Jahr 2000 in Ulm eröffnet wurde. Museumsleiter Christian Glass verweist auf die Prämissen, die programmatisch für das zukünftige Museum standen: Es sollte ein Museum über Donauschwaben sein, es sollte sich mit einer zeitgemäßen Präsentation in die aktuelle regionale und überregionale Museumslandschaft einfügen und vor allem galt es, die Geschichte der Donauschwaben in einen europäischen Kontext zu stellen (S. 200 f.). Mittlerweile ist das Museum sowohl in das Kulturleben der Stadt und in die regionale Museumslandschaft integriert als auch überregional ein kompetenter Ansprechpartner verschiedenster Organisationen in Südosteuropa. Die Präsentation nicht nur einer Minderheit in einem Museum, sondern gleich mehrerer und die damit verbundenen Probleme beschreibt Peter Lozoviuk in seinem Beitrag „Das Minderheitenmuseum als ‚Schaufenster‘ der Regionalpolitik“ (S. 211–222). Es handelt sich um das 1992 gegründete Ethnografische Museum der Krim in Simferopol, das die ethnische Vielfalt der Halbinsel historisch und ethnografisch dokumentieren und museal präsentieren sollte (S. 212). Kritisch merkt Lozoviuk an, dass jede Gruppe räumlich getrennt und von den anderen gesondert präsentiert wird und vor allem auf die Vergangenheit ausgerichtet ist, indem in erster Linie Relikte der traditionellen Volkskultur, wie z. B. typische „Nationaltrachten“, zur Charakterisierung einer ethnischen Gruppe verwendet werden. Neuere Entwicklungen wurden nicht thematisiert. Angesichts der aktuellen Ereignisse in der Ukraine, u. a. der Abspaltung der Krim vom Land, erhält der Beitrag einen sehr aktuellen Bezug zum Umgang mit Minderheiten.

Den Band beschließt ein Beitrag, der sich in mehrfacher Hinsicht von den bisherigen unterscheidet: Es wird darin weder ein museales Konzept vorgestellt noch die Einordnung in den europäischen Kontext gefordert. Hier ist eher die lokale Konstruktion von Identität das Ziel. Der Historiker Sebastian Hösch beschreibt in seinem Artikel „Visualisierte Identität: Die Konstruktion einer regionalen Identität am Beispiel des Hessentages“ (S. 223–238) die Bemühungen und erfolgreiche Umsetzung des Hessentages, der 1961 erstmals stattfand. Die inhaltliche Offenheit und das Diktum „Hesse ist, wer Hesse sein will“ ist die zentrale Aussage für die Wirksamkeit der Hessentage, die bis in die Gegenwart für andere Bundesländer in vielfacher Hinsicht als Vorbild gelten.

Der Band fokussiert auf ein Thema, das bei den Sorben ständig präsent ist und womit sich die sorbischen Museen, Heimatstuben und musealen Einrichtungen jeden Tag auseinandersetzen: Wie soll eine Minderheit museal präsentiert werden, welche Probleme gibt es dabei? Im Band werden unterschiedliche Konzepte dargestellt und die Palette der vorgestellten Einrichtungen ist vielfältig. Es wurde auf eine vergleichende Perspektive geachtet, weshalb sowohl Minderheiten in Deutschland, Tschechien, der Ukraine und Frankreich berücksichtigt wurden. Aus sorbischer Sicht ist jedoch bedauerlich, dass keine Museen vor Ort angehalten wurden, sich sowohl auf der Tagung als auch in den Sammelband einzubringen. Es erscheint schon verwunderlich, dass die ethnischen Minderheiten in Deutschland, die Dänen, Friesen, Sinti und Roma, explizit erscheinen, aber die Sorben, die sogar im Bundesland der Tagung leben, in jeder Hinsicht ausgeblendet bleiben. Ein entsprechender Beitrag, egal ob aus Sachsen oder Brandenburg, hätte den guten Gesamteindruck des Bandes sicher noch weiter gehoben.

*Ines Keller*